

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1873

141 (23.11.1873) (Zweites Blatt)

Karlsruher Nachrichten.



Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint Mittwoch, Freitag und Sonntag. — Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn vierteljährlich 36 fr., monatlich 12 fr. — Die einzelne Nummer 3 fr. — Insertionsgebühr die halbe Spalte oder deren Raum 3 fr.

N. 141. (Zweites Blatt.) Sonntag, den 23. November 1873.

Die Geheimnisse der Residenz.

Nachstücke aus dem Leben, von Fanny Klind.
(Fortsetzung.)

„Ach ja, seien Sie so gut und geben Sie mir etwas, nur vielleicht auf eine Stunde. Es ist gleichviel, was es ist — eine Sterbende ist nicht eitel.“

Die Frau sah Helene verwundert an, aber sie begriff sie nicht, sie glaubte, das arme Mädchen sei wahnsinnig und theilte dies auch ihrem Manne mit, nachdem Helene das Haus wieder verlassen hatte.

Diese eilte mittlerweile dem bezeichneten Hotel zu und kaum eine Viertelstunde später stand sie vor der Thür des Zimmers, welches man ihr als Arnold Doniz' Wohnung bezeichnet hatte. Helene dachte nicht daran, anzuklopfen, unangemeldet überschritt sie die Schwelle.

„Helene!“ rief Arnold fast so erschreckt aus, als erblicke er einen Geist. „Helene, Du bist's!“

„Ja, Arnold,“ versetzte sie. „Du wunderst Dich wohl, daß ich zu Dir komme, aber ich habe keinen andern Freund als Dich. Arnold, weißt Du schon, daß ich ein verlorenes und verworrenes Geschöpf bin? Weißt Du schon, daß —“

„Helene, armes Kind, sprich nicht so,“ entgegnete Arnold, aber ihr verworrenes Aussehen bestürzt. „Wer wird Dir so etwas vorwerfen? Was ist's, das Dich so aufregt?“

„Nur eine Frage beantworte mir, Arnold: Hat Tante Liesing Dir meinen Trauschein gegeben?“

„Nein,“ antwortete Arnold verwirrt, um im nächsten Augenblick die plötzliche Aussage zu bereuen.

„Ich weiß genug,“ sagte Helene ruhig, „es hat wohl so sein sollen. Arnold, ein Leben voll Schande ertrage ich nicht und mir wird nichts anderes übrig bleiben, das weiß ich. Ich habe kein Beweismittel mehr, daß ich die rechtmäßig angeordnete Gattin des Grafen bin. Den Trauschein hat er der alten Frau abgenommen, die Eintragung im Kirchenbuche ist vom Küster vernichtet, der alte Pastor todt und die beiden Zeugen sind erkaufte Kreaturen. Schüttle nicht den Kopf, Arnold, Du kannst vielleicht so viel Schlechtigkeit nicht begreifen, aber es ist dennoch in Wirklichkeit Alles genau so, wie ich es Dir sage — ich bin ein verachtetes Geschöpf; mein Kind, mein armes, schuldloses Kind wird stets ein Stein des Anstoßes in der Welt sein.“

Arnold war aufgestanden, vielleicht war ihm der Entschluß, den er gefaßt hatte, nicht so leicht geworden, denn der Kampf, den er durchlärpste, ließ sein Antlitz erbleichen.

„Ja, Helene, ich glaube Alles, was Du da sagst, ich halte den Mann, dem Du vertraut hast, aller dieser Schandthaten fähig und ich bin auch überzeugt, daß wir nicht viel erreichen, wenn wir eine gerichtliche Untersuchung der Sache einleiteten. Der Mann steht hoch in der Gunst des Königs und wenn er wirklich nicht alle Beweismittel Deiner Verheirathung mit ihm an sich gebracht hat, so würde er dennoch durch alle möglichen Bestechungen zum Ziele gelangen. Helene, es gibt Menschen, die Dich mit scheelen Augen ansehen werden; es gibt aber auch Viele, die in Dir das erblicken, was Du wirklich bist — das arme betrogene Opfer. Du weißt, Helene,“ fuhr er innig fort, „daß ich Dich von Kindheit an geliebt habe, daß ich Dich heute noch liebe. Fühlst Du, daß Du mir eine treue Gattin werden kannst, so willige ein, mir Deine Hand zu reichen und ich werde für Dein Kind sorgen wie für mein eigenes. Betrachte Dich als eine geschiedene

Frau, denn das bist Du, obgleich Priesterhand das Band nicht getrennt, welches er knüpfte.“

Er hielt inne und sah sie forschend an. Kein Zug ihres Gesichtes veränderte sich — nicht die leiseste Spur verrieth, wie sie über dessen Vorschlag dachte.

„Arnold, Du bist der edelste, großmüthigste Mann,“ sagte sie mit Thränen in den Augen, „und ich beklage, daß ich Dir so viel Herzensgüte nicht vergelten kann. Aber ich müßte in der That eine Verworfene sein, wollte ich Dein edles Anerbieten mir zu Nutzen machen. Nein, so schwach bin ich nicht. Habe ich mich vergangen, als ich zu viel vertraute, so will ich auch allein meine Schuld abbüßen, aber niemals Deinen Namen und Deine Stellung gefährden. Du weißt nicht, wie hoch mich Deine Worte emporheben, es ist ein seliges Gefühl, das sich in mein Herz hinabsenkt und dächten alle Menschen nur den kleinsten Theil so edel — ich glaube, es könnte noch einmal Frieden bei mir werden. Aber eins nehme ich an, Arnold, ich stehe zu Dir, daß Du meinem Kinde, wenn es mich früher oder später verlassen sollte, ein treuer Vater sein willst. Erbarme Dich des schuldlosen Wesens, damit es nicht für die Mutter büßen muß. Willst Du?“

„Ja, ich will es, Helene, wenn Dich das Versprechen beruhigt — ich schwöre Dir, daß ich stets für Dein Kind sorgen will nach besten Kräften,“ sagte Arnold feierlich. „Und nun quäle Dich nicht mehr mit düsteren Gedanken, armes Kind, es kann noch Alles gut werden. Wünschst Du nicht hier zu bleiben, Dein väterliches Erbtheil sichert Dir ja Dein reichliches Auskommen, so bestimme einen andern Ort und ich werde Dir dort eine Freistätte schaffen.“

„Darüber sprechen wir später,“ sagte Helene ausweichend.

„Ich fühle mich unendlich dadurch beruhigt, daß Du mir das Versprechen gegeben, meinem Kinde ein Vater zu sein, wenn ich nicht mehr bin und danke Dir aus tiefstem Herzensgrunde dafür. Wenn es einem Menschen in der Welt gut geht, so muß es Dir gut gehen. Nun danke ich Dir noch für Deinen Trost und dann will ich gehen. Lebe wohl, Arnold, und vergiß' mich nicht — willst Du?“

Sie sah ihn so innig bittend an, daß ihm die Thränen in die Augen traten, aber er begriff ihre Worte nicht.

„Glaubst Du, Helene, ich könnte Dich jemals vergessen,“ entgegnete er. „Meinst Du, ich würde mich scheuen, der Welt zu zeigen, wie ich Dich hochachte und verehere? Niemals, ich hoffe Dir bald genug den Beweis zu liefern, daß ich stolz darauf bin, Dein Bruder zu sein. Leb' wohl, morgen hoffe ich Dich in Deinem Hause, das von jetzt an Deine Heimath sein wird, zu treffen, wir wollen dann noch einmal genaue Durchsuhung aller Sachen vornehmen, vielleicht findet sich das Verlorene dennoch.“

Helene schüttelte den Kopf, doch sagte sie nichts mehr. Wenige Augenblicke später verließ sie das Hotel.

„Es ist besser so, um meines Kindes willen. Man wird ihm eher verzeihen, wenn man sieht, daß die Mutter nicht ganz so schlecht war, wie man sie gehalten. Wer hätte das gedacht, so jung und — Helene schauderte zusammen und eilte schneller vorwärts.“

Als sie Tante Liesings Haus betrat, hörte sie das Lallen ihres Kindes.

„O, es ist doch hart, keine Mutterliebe behütet es auf dem schweren Lebenswege, aber eine solche Mutter, wie ich bin, ist schlimmer, als gar keine. Du wirst mir einst vergeben,

Julie, wenn Du hörst, wie Deine Mutter Dich geliebt und für Dich litt."

Helene hat die Frau, das Kind für die Nacht bei sich zu behalten, da sie zu ermattet und angegriffen sei und diese war gern bereit dazu. Dann ging Helene hinauf und man hörte, wie sie die Thür verschloß. Aber sie mußte nicht so milde sein, wie sie vorgegeben — Mitternacht war vorbei und noch immer schritt sie rastlos im Gemache auf und ab.

Die Morgenröthe beleuchtete ein unheimliches Gemälde im Hause der verstorbenen Frau Piesing. Auf dem Sopha lag ein bleiches, todtes Weib, zu ihren Füßen stand mit ihrem Gatten die Frau des Hauses, die auf ihren Armen ein schreiendes kleines Mädchen trug, welches den Verlust noch nicht ermessen konnte, den es erlitten.

Ende des ersten Bandes.

(Fortf. folgt)

Großherzogliches Hoftheater.

XXX.

Gesamt-Übersicht der Aufführungen seit dem 1. September.

(Fortsetzung.)

Der Philosoph Hegel soll einmal von seinen Schülern gesagt haben: Es hätte ihn unter Allen nur ein Einziger verstanden und der Eine hätte ihn falsch verstanden. Ähnliches könnte man von den Chören und der Schicksalsidee der antiken Tragödie in Bezug auf die Braut von Messina sagen. Nur Schiller hat den griechischen Chor mit Erfolg in die deutsche Tragödie eingeführt, und er hat ihn falsch eingeführt; nur Schiller hat die Schicksalsidee der Griechen großartig wieder erneuert, und er hat sie falsch erneuert. Die Bedeutung des griechischen Chores, der parteilos als eine Stimme des Dichters, der Menschheit, der Gottheit über die Handlung wachend, leitend, warnend, mahnend, befehlend sich erheben soll, ist in dem bald feindlich gegenüberstehenden, bald freundlich sich vereinenden Parteilgesänge dieses Doppelschloßes vollständig aufgehoben, und das Schicksal der griechischen Tragiker, welches als gewaltiger, aber nicht würdeloser Herrscher lange mit unerbittlicher Strenge und doch endlich mit milder, harmonievoller Verhöhnung waltet (Oedipus in Kolonos, Iphigenie) ist herabgedrückt zu einem finstern, launischen, lobförmigen Tyrannen. Doch darin gerade besteht die Größe des Schiller'schen Genies, daß er auch auf diesen Irrwegen ein herrliches Ziel zu erreichen, und trotz dieser Fehltritte ein poetisches Meisterwerk zu vollenden vermochte. Haben wir nicht den antiken, den griechischen Chor, so haben wir den modernen, den deutschen, den Schiller'schen Chor, den Chor, wie er vielleicht allein nur noch auf unserer jetzigen Bühne möglich ist, und dieser Chor ist voll unendlicher Schönheit der Sprache und Poesie. Auch die umgewandelte Schicksalsidee durfte wir uns in der einmaligen Schöpfung der Schiller'schen Meisterkraft wohl gefallen lassen, wäre sie nur nicht die Ausaat zu andern Dramen geworden, zu Dramen, welche, viel tiefer wie Schiller hinter den Alten zurückbleiben mußte, nun hinter ihm zurückgeblieben sind. Was aber kann Schiller für seine wertlosen Nachfolger? So wenig man es ihm anrechnen kann, daß seinen Räubern eine ganze Hebe von schlechten Räuberromanen und Räuberdramen gefolgt ist, so wenig kann man ihm die späteren Schicksalstragödien anrechnen, deren Unsinn und Unfug jegliches Maß überschritten und von denen wir nur die gräßliche unter Allen, nur Grillparzer's Abufrau als das erste gewaltige Hervorbrechen einer glühenden, herrlichen Dichterkraft mit Auszeichnung nennen können.

Der Aufführung der Braut von Messina gebührt reichliches Lob. Die Chöre, die denn doch das vor Allem Wirkliche und Charakteristische bilden, wurden mit großer Genauigkeit und mit trefflicher Declamation von Seiten ihrer Führer, der Herren Schneider, Nebe, Morgenweg, (dessen wir schon früher einmal lobend gedachten), Morris und Busch vorgetragen. Frau Lange, Isabella, wirkte mächtig in den leidenschaftsvollen, Fräulein Feistel, Beatrice, äussig in den milderen Stellen. Herr Grösser, Don Cesar, erschütterte tief die Herzen und Herr Urban, Don Manuel, der nun nicht mehr als Gast, sondern als Bühnenmitglied auftrat, erschien zwar etwas befangen und nicht so die Zuseher erregend wie als Romeo; doch lag dieses theils im Charakter der Rolle selbst, theils darin, daß er dieselbe sehr schnell übernommen hatte. Aber auch dieser Abend ließ dennoch auf's Neue seine reiche Befähigung erkennen und bestärkte in der Gewißheit, daß wir von seinem Talent, seiner Kunstbegeisterung und Jugendfrische viel Schönes zu erwarten haben.

Wir sind der Direction für die Vorführung dieser Schiller'schen Tragödie um so dankbarer, da sie ja am 11. November, als dem Geburtslage des glorreichen Dichters geboten werden. Ja, so muß es geschehen! Auf allen Bühnen Deutschlands muß der Geburtstag des Dichters, der durch den historischen Charakter, durch die Begeisterung, durch den Idealismus seiner Schöpfungen der deutschen Nation und vor Allem der deutschen Jugend am nächsten steht, festlich begangen werden. Man mache die Vorstellung dann aber auch in Wahrheit zu einer Festfeier. Man kündige als solche sie an;

man setze sie ein durch einen Prolog, wie dieser aus den vielen zu Schiller's Preise geschriebenen Gedichten leicht gefunden oder von den vielen, auch literarisch productiven Kräften unserer Bühne leicht geschaffen werden kann. Bei der am Tage der Feier von Sedan mit Recht aufgeführten Tragödie „Solberg“ haben wir das Gleiche vermist.

(Fortf. folgt.)

Literarisches.

„Steffens Volkskalender für 1874.“

Ein neues Jahr und ein neuer Jahrgang von Steffens Volkskalender, — sein vierunddreißigster! In diesem Worte liegt seine beste Empfehlung, sein Anspruch auf das Vertrauen seiner zahlreichen Leser und Freunde. Ein guter Freund ist Vater Steffens in all' den Häusern und den Familien, die ihn seit so langer Zeit kennen und lieb gewonnen. Er ist wieder da, alt und gewohnt in seiner Erscheinung, aber frisch und jung in den Saken, die er bringt. Da sind die liebenswürdigen Gedichte von H. Klette, da sind die Novellen und Erzählungen, von welchen diesmal besonders der alte Papa Steffens einen so trefflichen Schatz zu sammeln mußte! „Die harte Kur“, eine höchst ergreifende, spannende Criminalgeschichte von einem der feinsüßigsten unserer Erzähler, von dem bewährten Meister Edmund Hofer; ferner „Hilbert“ ein Bild vom letzten Wurf aus dem niederdeutschen Volksleben von E. von Dincklage, dann eine höchst amüsante Berliner „Geschichte von Einem, der sein Gründer werden wollte“, von Julius Kobensberg. Als viertes Stück schließt Arnold Wellmer's „Wibacher will i“ den Kranz der Novellen. Abwechslend in Scherz und Ernst sind auch die folgenden Beiträge: „Reliquienkultus im Rheinflaube“ von H. G., Bilder aus dem Reiche der Natur von Karl Müller, historische Skizzen von E. von Glümer, populäre Beiträge aus dem Gebiete der Heilkunde von Dr. G. Lewinstein, Recepte und Chronik der Erfindungen von Dr. Philipp, eine Uebersicht der Veltereianisse und unter diesen besonders die „Wiener Weltausstellung“, als belehrender Abriss aus der Feder eines hervorragenden Publizisten und Sachverständigen. Rechnet man zu dieser Fülle von gediegenster Unterhaltung und Belehrung noch den Bilderschatz des Kalenders, welcher aus acht prächtigen Stahlstichen und vier künstlerisch vollendeten Holzschnitten besteht, so beständig das auf's Neue den alten Ruf, den dieses Volksbuch sich erworben und durch so eine lange Reihe von Jahren unvermindert erhalten hat.

Vermischtes.

— Als origineller Beweis der Einfachheit einer Hofhaltung, des Stils und der Orthographie des vorigen Jahrhunderts diene folgende, buchstäblich dem heftigen Archiv entlehnte Anordnung der Besetzung Ludwigs VIII., Landgrafen von Hessen, im Jahr 1768: „12 Parlichter Bier. 24 Unschlittlicher. Hofackeis mit Hernerne (von Horn) Laterne. Hof-Gutschen Bages mit 2 Silberleuchter und Bier Warlichter. Auf dem Mark (Markt) Flamboaux. Das adeliche Frauenzimmer geht auf die Emporkirche. Das hochfürstliche Frauenzimmer auf den hochfürstlichen Stuhl. Die Diener haben Hellebarten. Kinder des Nachfolgers sind: Drei Durchlauchtige, wohlgestaltete und qualifizierte Prinzen und 3 nicht weniger wohlgestaltete und große Hoffnung von sich gebende Prinzessinnen.“

— Eine alte Bauersfrau löst i i einer deutschen Residenz zitternd und leise jammern eine Fahrkarte beim Eisenbahn-Billeteur. Besragt, warum sie jammere, bricht sie in Thränen aus und spricht: „ach wenn nur nichts wieder auf der Bahn passiert! Ich fürchte mich so sehr? Man sucht sie zu berubigen; doch plötzlich dreht sie sich nach der Gegend hin, wo die Luft herweht, und ruft aus: „Da haben wir's, ich rieche schon wieder die faulen Schwelken!“ Man lacht, und sagt ihr, daß der Geruch von ganz wo anders her komme und einer macht sie aufmerksam, daß sie ja gegen Zahlung eines kleinen Geldbetrages ihr Leben versichern könne. „Na meint sie, das hilft einem blutwenig, wenn mer erst verunglückt muß, damit Andere dann das Capital bekommen! Und wenn ich versicherte, so wäre ich gar ein Kind des Todes — mein eigener Schwiegersohn ließe mich verunglücken.“ Wie so? Ach, sagte die Alte: „Mei Tochter, ein seines Mädchen, hat beim Eisenbahn-Commissär einem gar vornehmen Herrn, als Köchin gedient. Mit einem Male sagt sie mir: Mutter, es geht nicht anders, ich heirathe in 8 Tagen den Kutscher meines Herrn und mein Herr macht dann meinen Mann zuerst zum Wagenknecht und dann zum Weichensteller! So geschah's. Meine Tochter heirathete, mein Schwiegersohn ist jetzt Weichensteller und er hat's Geld gern. Der Teufel traue Einem; ich versichere nicht!“ Allgemeine Heiterkeit. Jetzt gab die Glocke das Signal zum Einsteigen, die Alte krabbelte wieder jammern in den Eisenbahnwagen hinein — ein Pfiff! und 's Mütterlein kaufte dahin mit ihren Sorgen und ist gottlob wohl und unbeschädigt angekommen. Der gute Schwiegersohn hatte die Weiche richtig gestellt, weil, wie die Alte wohl gedacht haben wird, das Leben seiner Schwiegermutter nicht verichert war.

Anfözung des Sylbenrätchels in Nr. 138.

Zufrieden.*)

*) Wenn Rom keinen Krieg führte, so wurde als Zeichen des Friedens, der Januustempel geschlossen; dies geschah aber seit der Gründung Roms nur dreimal und war das erste Mal unter Romulus, das zweitemal nach dem ersten punischen Kriege und zum letztenmale nach der Schlacht bei Actium.